

„Ich bete zu Gott, daß ich das Richtige tue“

Präsidentenskandidat James Earl („Jimmy“) Carter

Seine Stimme, singend, schwingend, ist gedämpft, Phonzahl im unteren Bereich, zuweilen eher ein Flüstern. Er spricht relativ schnell, hält aber immer wieder, für ein, zwei Sekunden nur, mitten in Gedanken oder im Satz inne – und verbreitet damit ein Gefühl von Spontanität. So, als sei ihm das, was er da sagt, gerade erst eingefallen, obwohl er's in diesem Wahlkampf bestimmt schon an die hundert Mal gesagt hat: „Wenn ich euch jemals belüge“ – zwei Sekunden Pause – „oder euch jemals irreführe“ – zwei Sekunden Pause –, „dann stimmt bitte nicht für mich!“

Die Augen, stahlblau, bleiben dabei kalt. Engagement wird kaum sichtbar. Für James Earl („Jimmy“) Carter jr., den ersten Präsidentschaftskandidaten der USA seit George Washington, der von sich sagt, er könne niemals lügen – und das möglicherweise sogar glaubt –, gehört dieses Bekenntnis ebenso zum Image wie das offene, breite Lachen, wie die Legende vom armen Erdnußfarmer, der in sommerlicher Hitze das Feld beackert (was längst Bruder Billy, 39, besorgt), wie die ungebrochene Selbstsicherheit, die sich vor Monaten schon zeigte, als er das Wörtchen „if“ aus seinem Sprachschatz verbannte – wie Gerald Ford die leidige „Détente“.

Denn „if“ heißt sofern – und für Jimmy Carter gibt es kein „sofern“, was er sich vorgenommen hat, erreicht er auch. Also begann er bereits um die Jahreswende 1975/76, als er nach dem Bekanntheitsgrad fast am Ende aller möglichen und unmöglichen Präsidentschaftskandidaten rangierte, so manche Rede mit dem Satz: „Sobald (when) ich zum Präsidenten gewählt worden bin...“, und alle lachten – damals.

Heute lacht vor allem Jimmy Carter: Er hat inzwischen zumindest einen Fuß in die Tür des Weißen Hauses gesetzt – mühelos scheinbar, souverän, so als sei es die natürlichste Sache der Welt.

Denn von Selbstkritik, von Zweifeln an seiner Auserwähltheit ist dieser Mini-Savonarola aus dem amerikanischen Süden noch nie befallen gewesen – auf jeden Fall dann nicht, wenn es um seine politische Karriere ging.

1970, als er Gouverneur von Georgia werden wollte, hofierte er unverhohlen die Rechtsten der Rechten, appellierte er durchaus auch mal an die rassistischen Instinkte der weißen Südstaatler, diffamierte er seinen liberalen Gegner, wie es Richard Nixon kaum besser gekannt hätte. „Sie werden meinen Wahlkampf nicht mögen“, beschwich-

tigte er einen Schwarzen, „aber Sie werden stolz auf mich als Gouverneur sein.“

Tatsächlich verkündete er dann zum Entsetzen seiner weißen Wähler in seiner Antrittsrede als Gouverneur: „Die Zeit der Rassendiskriminierung ist vorbei.“ Er holte Farbige in seine Administration, nicht nur Vorzeig-Neger, und hängte am Ende sogar in das bis dahin schneeweiße Capitol seiner Hauptstadt Atlanta ein Porträt des ermordeten Negerführers Martin Luther King. Ein gemischter Chor sang das

möchte, wonach es verlangt: nach dem Antibold des von Parteimaschinen und Regierungsapparaten gemachten Politikers, der erfahrungsgemäß korrupt, feige, hochmütig ist und so über die Bedürfnisse des einfachen Amerikaners hinwegregiert. Dieses Antibold ist der bodenständige, disziplinierte, ehrliche Provinzpolitiker Jimmy Carter, und er spielte seine Rolle so gut, daß sein Aufstieg unaufhaltsam schien – er kommt an, obschon er es manchmal nicht dürfte.

Er kommt an, wenn er sich schuf-tend auf heimatlicher Scholle abbilden läßt – auch wenn er dort seit Jahren nicht mehr Hand angelegt hat.

Er kommt an, wenn er junge Amerikaner auffordert, ihm in sein Heimatdorf Plains zu schreiben, und verspricht: „Ich öffne jeden Brief selbst, ich lese die gesamte Post“ – auch wenn in Wirklichkeit jede Zuschrift sofort ins Hauptquartier nach Atlanta weitergeleitet wird.

Er kommt an, wenn er, arrogant beinahe schon, öffentlich auf die Unterstützung durch die Führer der Demokratischen Partei und den Parteiapparat pfeift – auch wenn er zur selben Zeit am Telefon hängt und die Unterstützung eben dieser Parteibosse sucht.

Als er im Dezember 1974 seine Kandidatur für die Präsidentschaft bekanntgab, mokierte sich die örtliche „Atlanta Constitution“: „Wofür kandidiert Jimmy Carter?“ und seine Mut-



Wahlkämpfer Carter in Washington
Fuß in der Tür des Weißen Hauses

Kampflied der Bürgerrechtler: „We Shall Overcome.“

Das allerdings geschah erst 1974 – als Jimmy Carter längst beschlossen hatte, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden. Und so recht mag deshalb heute niemand ausschließen, daß Carters Verbeugung vor dem schwarzen Märtyrer politischer Berechnung entsprang – ein erster Blick auf die farbigen Wähler im Jahre 1976.

Der glatte Opportunismus aber offenbart zugleich sicheren Instinkt für das, was Amerika im Augenblick



Wahlkämpfer Carter als Kuchenbäcker
Blick auf die schwarzen Wähler

ter, heute 78, fragte ihn entsetzt: „Präsident wovon?“

Zu jenem Zeitpunkt hatte der Jimmy schon über zwei Jahre lang Wahlkampf geführt, ohne daß es jemandem aufgefallen war. Im Sommer 1972 bereits war er überzeugt, daß er besser sei als die Humphreys, Muskies, McGovern, die damals um die Nominierung kämpften: „Je öfter ich mit diesen Leuten sprach, desto sicherer war ich, daß ich einen besseren Präsidenten abgeben würde als sie.“

Als der unglückliche George McGovern am 7. November 1972 von Richard Nixon hinweggefegt wurde, arbeitete sich Jimmy Carter bereits durch die ersten Kapitel eines etwa 70 Seiten starken Memorandums, das sein Vertrauter Hamilton Jordan (heute, mit 31, sein Wahlkampfleiter) verfaßt hatte und dessen Titel durchaus hätte lauten können: „Wie man Jimmy Carter verkauft“.

Jimmy, der unbekanntes Lokalpolitiker, so verordnete das Drehbuch, mußte fortan neben den Lokalzeitungen täglich auch die „New York Times“, die „Washington Post“ und das „Wall Street Journal“ lesen und auch Buchautor werden – Titel der in einem religiösen Verlag erschienenen Autobiographie: „Why not the best?“.

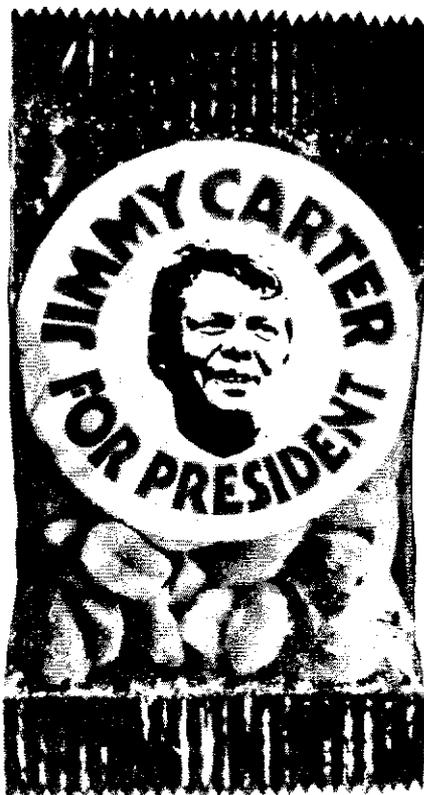
Täglich bis zu 18 Stunden lang bearbeitete der Kandidat Carter Amerika, so als sei es Georgia, wo er 1970 mechanisch an die 600 000 Hände geschüttelt hatte, darunter auch die einer Kleiderpuppe in einem Warenhaus.

„Die meisten Männer, die das höchste Staatsamt anstreben“, so gab ihm eine Ergänzung des Drehbuchs mit auf den Weg, „sind so von ihrem Ehrgeiz zerfressen, daß sie alles tun, um gewählt zu werden. Sie müssen versuchen, sich von diesem ... Klischee abzusetzen ... und sich als integrale Persönlichkeit präsentieren.“

Vor allem aber präsentierte er sich als Sonntagsprediger, der sehr wohl erkannte, daß die Kirchen unverändert ein Mittelpunkt des Landes sind. Nicht Programme gelten in dieser heilen Welt, sondern Persönlichkeiten. Er sei mit sich, erzählte Carter, mit seinem Leben, mit Gott im reinen, „ich bete nicht zu Gott, daß ich eine Wahl gewinne, ich bete zu Gott, daß ich das Richtige tue.“

Carters Frömmerei war zuweilen so penetrant, daß es sogar Mutter Lillian zuviel wurde: „Ich hab' ihm gesagt, er soll mit diesem Unsinn aufhören, von wegen, daß er niemals lügt und daß er ein Christ ist und daß er heute seine Frau mehr liebt als an dem Tag, an dem er sie kennenlernte. Es gibt ein paar Dinge, mit denen muß man nicht hausieren gehen.“

Seitdem berief sich Carter zwar nicht mehr täglich auf den lieben Gott,



Carter-Wahlgeschenk
Händeschütteln mit der Kleiderpuppe

versprach aber ungebrochen eine Carter-Regierung „so aufrichtig, so ehrlich, so wahrheitsliebend, so fair, so voller Mitgefühl und so voller Liebe, wie unsere Menschen sind“.

Und Amerika honorierte es ihm. Wo immer seine Gegner auftraten, die unverändert mit aufgewärmten Parolen der Vergangenheit durchs Land zogen, war er – ein wenig Igel bei all den Hasen – stets schon da, der selbsternannte „Kandidat des Volkes“, stets freundlich, niemals laut, ein wahrer „Gentleman Jim“.

Seine Stimme blieb auch dann noch gedämpft, als plötzlich, im Carter-Drehbuch nicht vorgesehen, dann doch noch Konkurrenz auftrat, die smart genug war, Jimmy Carter mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen – Jerry Brown vor allem, der junge, populäre Gouverneur aus Kalifornien. „Er ist kein Kandidat des Volkes, sondern der politischen Bosse“, zischte Carter.

Es war, als hätte eine Bö den kunstvoll gewobenen Image-Schleier hinfortgerissen und für einen Augenblick den wahren Jimmy Carter enthüllt, der dann auch nicht viel anders ist als die anderen, zerfressen ebenfalls vom Ehrgeiz, nur eben disziplinierter.

„Er ist absolut egozentrisch“, hatte vor Jahren schon ein Politiker aus Georgia geurteilt. „Wer nicht für ihn ist, dem dreht er den Hals um.“

damals 68, für zwei Jahre mit dem Peace Corps nach Indien ging.

So blieb Carter lange Zeit ein Außenseiter im Dorf, kurzfristig wurde sogar sein Geschäft boykottiert. Doch seit er vier Jahre lang den Staat Georgia regierte, und vor allem seit er seine Kandidatur für die Präsidentschaft bekanntgab, ist er der Stolz der Stadt, über deren Main Street ein Spruchband verkündet: „Heimat von Jimmy Carter, unserem nächsten Präsidenten.“

Carters Attacken auf das Establishment in Washington, seine Religiosität („Ich habe als Gouverneur mehr Zeit auf den Knien zugebracht als mit anderen Dingen, weil von meinen Entscheidungen Menschen betroffen waren“) und sein gesundes Selbstbewußtsein beeindruckten zusehends mehr Wähler als die Parolen der Konkurrenz.

Wenn Carter von „meinem Papa und meiner Mama“ spricht, wenn er Gott beschwört, dann glaubt ihm nicht nur die religiöse Minderheit Amerikas, deren Stärke der katholische Theologe Michael Novak auf 30 bis 40 Millionen schätzt, dann glauben ihm offenbar auch Wähler aus allen Bevölkerungsschichten. Jeder, so scheint es, findet irgend etwas an Jimmy Carter, womit er sich identifizieren kann.

Der Erdnußfarmer (200 Tonnen pro Tag), dessen Vetter gar der Welt größte Wurmfarm (40 000 Würmer pro Tag) bewirtschaftet, mag politisch reichlich unerfahren sein, doch das scheint eher für als gegen ihn zu sprechen. Jimmy Carter, das Ebenbild des naiven, treuherzigen, erfolgreichen Amerikaners, weder Manager noch Intellektueller, könnte der Mann der Stunde sein.

Seine Rivalen warfen ihm Doppeltzüngigkeit vor, kritisierten, er wechsele seinen Standort je nach Bedarf. Doch Carter konterte, den meisten Wählern gehe es so wie ihm, ihr Standpunkt sei von Problem zu Problem verschieden, mal liberal, mal konservativ, mal in der Mitte: „Ich glaube nicht, daß die Wähler den nächsten Präsidenten mit einem Lackmus-Test für ideologische Fragen bestimmen.“

Der Erfolg gab ihm recht – und als es ihm schließlich sogar gelang, den seit Jahrzehnten von Partei- und Gewerkschaftsbossen beherrschten Bundesstaat Pennsylvania zu gewinnen, brach die Opposition gegen ihn weitgehend zusammen, erkannten viele Demokraten, daß sie in diesem Jahr möglicherweise wieder Aussicht haben, die Präsidentschaftswahl zu gewinnen.

Hubert Humphrey, Hoffnung der altgedienten Funktionäre, verzichtete schweren Herzens auf eine letzte Herausforderung. Henry Jackson, Dauer-